Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift.
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 7. November 1885. Nr. 45.

Weltpolitische Zukunftsbilder.

Von M. G. Conrad.

Am Schlusse einer längeren kritischen Abhandlung über Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte in der Gegenwart macht Herr Heinrich Neelmeyer-Vukassowitsch in Leipzig folgenden Ausflug in die Zukunfts-Weltpolitik:

„Hat die bisher von den Mächten verfolgte Kolonialpolitik wirklich einen weltwirtschaftlichen Wert, wäre es nicht unbedingt notwendig, auch in dieser Beziehung eine vollkommene Umwälzung, ein anderes System eintreten zu lassen? Und wir müssen nach ruhiger klarer Ueberlegung der herrschenden Verhältnisse unbedingt sie bejahen. Während sich die mit Menschen, Kapital und Maschinen überfüllten europäischen Staaten gegenseitig mit formidabel entwickelten Weltkräften, deren Erhaltung und Ausrüstung weit über ihre wirtschaftlichen Kräfte reichen, in Schach liegen und dabei einen nie enden wollenden Zollkrieg führen, sind kolossale Gebiete in Afrika, Asien und Australien, die Millionen Menschen noch aufzunehmen vermögen, einst bei richtiger Kultivierung den größten Wohlstand liefern können. Sie zu besiedeln, hier neue Staaten zu schaffen, ist eine unbedingte Notwendigkeit, schafft Luft dem täglich sich steigernden Existenzkampfe, wird die Bewohner Europas um Vieles vermindern und jedenfalls außerordentlich dazu beitragen, die soziale Revolution — den Schrecken aller europäischen Staaten — Hand in Hand mit anderen Reformen auf dem natürlichsten Wege zu beseitigen. — Aber diese Kolonisation müßte im größten Stile durchgeführt und kann nicht mehr auf dem bisher eingeschlagenen Wege fortgesetzt werden. Ueber derartige kolossale Kräfte, wie sie hier erforderlich sind, verfügt kein einziger Staat Europas, sie können nur durch Vereinigung Aller zu einem kolossalen Staatenbunde, dem „Alten Weltreich", bestehend aus Europa, Afrika, Asien und Australien mit der Hauptstadt Konstantinopel — nach Art des jetzigen Deutschlands mit einem von allen Völkern gewählten Monarchen und einem alten Weltparlament — welchen eine Zollschranke umgiebt, während im Innern alle Zollschranken fallen, erreicht werden. Durch dieses Staatengebilde wäre es erst möglich, die riesigen jungfräulichen Ländereien und alle die Schätze, welche in Afrika, Asien und Australien noch in der Erde schlummern, wirklich vorteilhaft und ausgiebig zu verwerten. Außerdem würden dadurch allen europäischen Staaten diese Gebiete zugute kommen, während sich seit mehr als einem Jahrhundert daran vorherrschend Großbritannien, keineswegs zum Vorteile der übrigen europäischen Staaten, bereicherte. Die Zusammengliederung dieses alten Weltreiches ist keineswegs eine gar so schwierig durchzuführende Aufgabe, denn gerade so gut, wie zum Staunen der ganzen Welt

in neuester Zeit die afrikanische Konferenz in Berlin getagt und in verhältnismäßig kurzer Zeit die Angelegenheiten auf dem schwarzen Erdteile geordnet hat, könnte mit Einverständnis der Parlamente durch richtig geleitete Verhandlungen auch dieses Riesenwerk zu Stande kommen, was natürlich in erster Reihe zum Segen aller Völker die allgemeine Abrüstung nach sich ziehen würde.

„Indien wäre zu einem selbständigen Staate zu machen und an seine Spitze ein europäisches Herrscherhaus zu setzen. Australien hätte ebenfalls einen selbständigen Staat zu bilden, und in Afrika, wo die Besitzverhältnisse durch die afrikanische Konferenz auf das Genaueste geregelt sind, hätten diese Verhältnisse zu bleiben, nur daß dort, geradeso wie gegenwärtig in Deutschland, wo jeder Staat eine gewisse Anzahl Truppen unter den Waffen hält, die wieder integrierende Bestandteile der deutschen Reichsarmee bilden, auch die einzelnen dort Truppen unterhalten müssen, die in ihrer Gesamtheit die Kolonialarmee des alten Weltreichs bilden, eine Streitmacht, die jedenfalls hinreichend ist, im schwarzen Erdteil Ordnung zu halten. — Innerhalb dieses Rahmens des alten Weltreiches ließen sich so viele brennende Fragen auf die einfachste und praktischeste Art lösen, und selbst der sozialen Gesetzgebung käme es zur Regelung der Lohntarife und des Normalarbeitstages außerordentlich zugute. Ja, wir gehen sogar weiter und sagen: Es giebt heutzutage sehr viele wirtschaftliche und politische Fragen, die nur innerhalb dieses Rahmens gelöst werden können. Und sind denn die Schwierigkeiten gar so unüberwindlich? Haben wir nicht einen internationalen Post- und Telegraphenverband und eine Menge anderer Verträge, die beweisen, daß inniger Zusammenschluß aller Staaten auf friedlicher Basis möglich ist und die segenbringendsten Früchte tragen würde. Das einzige wirkliche Hemmnis ist nur noch der Nationalitätenhader, die Eifersucht der Völker untereinander, die zum größten Teil auf allzu kleinliches, spießbürgerliches Denken der Menschen basiert sind. Wird es über Bord geworfen, greift das Verständnis für die Weltwirtschaft, welche erst der Dampf und die Elektrizität in ihrer wirklichen modernen Bedeutung geschaffen, dann sind die größten Schwierigkeiten hinweggeräumt!"

Freie, mutige Köpfe werden geneigt sein, diesen weltpolitischen Zukunftsphantasieen ihren Beifall zu spenden. Soweit es sich um rein wirtschaftliche Aufgaben handelt, sind auch wir nicht die Letzten, die ihre Uebereinstimmung mit dem geschätzten Vorredner zum Ausdrucke bringen. Der Welthandel ist ja bereits eine Thatsache und zugleich eine Prämisse, aus der sich noch eine ganze Kette von großartigen Konsequenzen ziehen lassen wird — die verhockten Dütenkrämer-Politiker mögen dazu sagen was sie wollen.

Die Wirkungssphären des Handels und Verkehrs erweitern sich zusehens. Trotz aller Zollschranken und nationalen Eifersüchteleien umspannt ein einziges großes Interessengeflecht unseren Erdball, an dessen Nutzbarmachung alle Völker, je nach ihrer Stärke, Einsicht und Thätigkeit, teilzunehmen berufen sind. Der bekannte Sozialpolitiker Konstantin Frantz hat dies schon vor Jahren in seinem Buche „die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland" ebenso ausführlich wie geistvoll und überzeugend dargelegt. Im Lichte dieser Auffassung erscheinen alle Nationen der Erde wie ein einziger Riesenkörper, zwischen dessen Gliedern der innigste, lebendigste Zusammenhang besteht; von einem Organ zum andern ziehen sich die stärksten Fäden, um das gemeinsame Leben zu unterhalten und zu fördern.

Allein gerade dieser weiteste Gesichtspunkt, der organisch-menschliche, mahnt uns zur größten Vorsicht. Die so naheliegende Unterschätzung des Nationalen zu gunsten des Menschheitlichen wäre ein arges Hemmnis unseres Aufschwungs, der sich nur auf historisch erkennbarer realer Grundlage vollziehen kann. Wir Deutschen sind, besonders in den älteren, noch kosmopolitisch angehauchten Generationen, durchaus kein Volk von überstarkem Nationalitätssinn. In der heutigen Weltgestaltung hat der deutsche Nationalitätsgedanke noch lange nicht jene Durchbildung und Ausnützung erfahren, die wir in unserem wohlverstandenen Interesse wünschen und unermüdlich anstreben müssen.

Der traumhafte Begriff des Menschentums, wie er aus unserer romantisch-politischen Kindheitsperiode sich in die Gegenwart herübergerettet, steht in vielen Stücken sittlich tiefer, als der von den kosmopolitischen Schwärmern befehdete Nationalitätsbegriff. Man muß sich selbst etwas bedeuten und ordentliches aus und für sich erarbeitet haben, bevor man etwas für andere sein kann. Auf allen Gebieten der Kultur und der Politik gilt ein Volk

gerade soviel, als es aus eigenem, originellem Vermögen, d. h. aus dem Schatze seines natürlichen Sonderwesens, seiner nationalen Eigenart den andern Völkern darbieten und kraft der eigenen Ueberzeugung von seinem innersten Werte der Welt aufprägen kann. Dazu bedarf es aber einer straffen Zusammenfassung seiner materiellen, geistigen und gemütlichen Mittel und strenge Vermeidung aller unzeitigen kosmopolitischen Gefühls- und Stimmungszerfaserung.

Wie man zur Zeit des Napoleonischen Rheinbundes — schmachvollen Andenkens! — sich zu der Selbsttäuschung verleiten lassen konnte, die politische Hingabe an das Ausland wäre etwas bloß Aeußerliches, beinahe Harmloses, das keineswegs das geistige und gemütliche Nationalleben berührte, so giebt es heutzutage noch traumselige Deutsche, die sich für ungefährdete germanische Kernnaturen halten, wenn sie auch ihr Interesse an tausend fremden Dingen zersplittern und in einem charakterlosen Mischmasch aller möglichen exotischen Kulturfragmente die eigene nationale Kulturproduktion ersticken. Sobald wir unser Eigenes dem Fremden nachstellen oder nur gleichgiltiger behandeln, werden wir auch den anderen, in sich geschlosseneren, charaktervolleren Völkern gleichgiltig und verächtlich werden. Nur indem wir uns konzentrieren und gegenseitig zu den höchsten Leistungen in den Wissenschaften, Künsten und Industrien anfeuern und stärken, werden wir die Hochachtung der übrigen Kulturvölker gewinnen. Erst wenn jedes innerlich gesunde Volk voll und ganz nach seinem eigentümlichen Wesen in der menschlichen Gesamtarbeit seinen Mann stellt, kann von einer Verständigung und in weiterer Entwicklung von einem reellen wirtschaftlichen Bunde der Völker die Rede sein. Das Bundesbedürfnis, das unleugbar von dem fortgeschritteneren Teile der Menschheit mehr und mehr empfunden wird, kann nur nach der erfüllten Vorbedingung ersprießlicher Bundesfähigkeit gestillt werden.

Zweifellos geht die Menschheit einem neuen Welttage mit einer neuen Weltreichsbildung entgegen. Manche kleine Nationalitäten, die kaum erst recht begonnen, werden ihr Haus bestellen und vom Schauplatz abfahren müssen. Es gilt darum noch ein letztes großes Aufraffen aller nationalen Kraft — und nach dem Gewicht dieser Leistung wird sich die Stellung der Einzelvölker in dem neuen Akt des großen welthistorischen Dramas regeln. Sollen wir Deutschen die Führer oder Geführten — oder am Ende gar die Genasführten sein? Das ist die Frage!

Und nun Menschentum, Kosmopolitismus, internationale Wirtschaftspolitik so viel man will — aber neben dem auf sich selbst gestellten, seiner Macht und Würde bewußten, stolzen Engländer, Franzosen oder Russen darf auch die Figur des starken, selbstbewußten, stolzen Deutschen nicht fehlen!

In unserem Nationalkatechismus soll fortan als erstes Gebot stehen: Lerne du *selbst* sein, lerne befehlen, lerne herrschen! Die dumme Michelei, die sich etwas auf ihre tote Gelahrtheit und ihr Gehorchen und Bewundern zu gute that, ist abgeschafft!

Münchener Atelierbesuche.

Von

Friedrich Walther.

II. Bei Werner Schuch.

Der Künstler Professor Werner Schuch, Schwiegersohn des Schriftstellers Levin Schücking, ist ein angehender Vierziger, steht also in den besten Mannesjahren. Schuch hat sich spät erst der Malerei als Lebensberuf zugewendet. Wie der Nordpolfahrer v. Payer durch eine erstaunliche Energie es vermochte, im reifen Mannesalter noch alle technische Unterlage seiner Kunst nachzulernen, so sehen wir in Professor Werner Schuch einen Künstler, der schon aus dem äußerlichen Grunde unsere ganz außerordentliche Hochachtung heraus-

fordert, weil er in freier Liebe zur Malerei einen gesicherten Beruf aufgab, um seinem künstlerischen Ideal nachzugehen. Schuch war zuerst Architekt, bekleidete an der technischen Hochschule in Hannover eine angesehene Stellung als Professor in jener Eigenschaft, bis unwiderstehlicher Drang zur Malerei ihn trieb, sein Amt aufzugeben und mit der Malkunst ein neues Leben anzufangen. Schon während seines Professorats unternahm er in der geringen freien Zeit, die ihm seine Lehrthätigkeit ließ, die schwierige Aufgabe, sich autodidaktisch zum Maler heranzubilden. Seine einzige Lehrmeisterin war die Natur. Die nahm den begeisterten Jünger in so strenge Zucht, daß er auch keinen Augenblick lang jenes verhängnisvolle Selbstgenügen empfand, das die meisten Autodidakten befällt und ihre Fortschritte hemmt. In rastlosem Studiereifer arbeitete er sich von Stufe zu Stufe empor, seinem hochgesteckten Ziele entgegen. Sein Lebens- und Studienweg hat ihn denn auch seit einigen Jahren nach München geführt und wir nehmen ihn seiner ganzen Schaffensweise nach als Münchener Künstler in Anspruch. Einflüsse der Berliner Schule, berlinischer Art zu zeichnen müssen wir übrigens sogleich anmerken. Mancherlei in den Pferdestudien des Künstlers, seine Art, das Pferd anzusehen und die unwillkürliche Wahl der Pferderassen dazu erinnert an nordische Maler, Camphausen an der Spitze. Die stramme, weniger malerische, als umrißstarke, holzschnittmäßige Art zu zeichnen, welche Anton v. Werner, Camphausen u. a. pflegen, hat Schuch mit jenen Berliner Künstlern gemein.

Der Uebergang von der Architektur zur Malerei scheint dem Künstler übrigens nicht allzu leicht geworden zu sein; wenigstens sahen wir in seinem Atelier landschaftliche Studien, welche ein gewisses Ungeschick das Landschaftliche zu sehen verraten, das man bei einem so ausgesprochenen Talente, als welches sich uns Werner Schuch nachmals entpuppt, kaum vermutet hätte. Da sind Baumstudien zu sehen, bei denen, trotzdem sie vor der Natur selbst gemacht sind, nicht einzusehen ist, welcher botanischen Vorwelt Gestalt, Farbe, Luft und Licht angehören. Es ist gewissermaßen kein fester, malerisch charakteristischer Blick in diesen Arbeiten, der durch die individuelle Art, realistisch die Natur anzusehen, uns das Landschaftliche, Thierische u. s. w. zum Kunstwerk machte. Man fühlt und sieht nicht recht, worauf hin der Künstler die Natur eigentlich angesehen hat, und in aller Nachahmung der Natur ist ja der Kunstreiz, der aus der Individualität des realistisch sehenden Künstlers hervorgeht, das eigentlich Wertvolle, Dauerhafte. Nicht umsonst benennen wir die Genrebilder und Landschaftsbilder der Kleinmalerei nach dem Maler selbst, d. h. wir sagen: „ein guter Schleich", ein „vortrefflicher Zügel", ein „ausgezeichneter Holmberg". In der That ist es nicht allein die Schafheerde, die uns interessiert, sondern die naturgetreue Art, wie Zügel sie ansieht, was er gerade nach der Natur seines Auges und seiner Seele sehen muß — also ist das Bild der Meister selbst, der auf seine Weise die Natur charakteristisch sah. Hier liegt der Reiz der Genrebildnerei ganz besonders aber des Tierstücks, der Landschaft, des Stilllebens. Es ist nicht nur die Natur, sondern Zügel und die Natur, Schleich und die Natur, Holmberg und die Natur!

Dem gegenüber giebt es Künstler, wo mehr die Phantasie ihre innere Anschauungskraft, ihre Gestaltungskraft, dramatischer Drang, Leidenschaft von innen heraus in der Natur sich verkörpert. Das Studium der Natur ist dann nicht allein um seiner selbst willen da, wie bei Jenen, die recht thun, ihr Auge unbewußt an der Natur uns interessant zu machen, sondern dient nur, die innere Glaubwürdigkeit des Dargestellten zu vollenden. Werner Schuch gehört zu den Künstlern, deren Talent demgemäß mehr auf dem Gebiete der sogenannten Historienmalerei, des Genrebilds und der Illustration liegt.

Damit soll einigen Landschaftsbildern aus Schuchs späterer Schaffenszeit ihr Wert durchaus nicht abgesprochen werden. Bilder wie das „Hünengrab", in welcher uns die melancholische, entsagungsvolle Natur der norddeutschen Haide so ergreifend entgegentritt, (jetzt im Besitz der k. Gallerie in Dresden) gehören gewiß zu den achtungswertesten Leistungen vaterländischer Landschaftsmalerei.

Je weniger uns aber im allgemeinen Werner Schuchs erste Studien um einer eigentlich interessanten technischen Ansicht der Natur willen ansprachen, um so mehr erregte ein ganz außerordentliches Kompositionstalent unsere Bewunderung. Zwei skizzenhafte Kompositionen, die „apokalyptischen Reiter" und „Lenore" fesselten uns im höchsten Grade und wir sprechen es rückhaltslos aus: diese „apokalyptischen Reiter" müssen gemalt werden,

müssen groß ausgeführt werden! Es sind unter den Lesern der „Gesellschaft" Kunstmäcene und deutsche Fürsten: wer ein Bild braucht für eine Landesgallerie, Privatgallerie, wer große Wände auszufüllen hat, sollte sich den genialen Entwurf eines Künstlers ansehen, der nur eines Bestellers bedarf, um mit dem tüchtigsten Können sein Werk auszuführen. Nicht wie Kornelius in profilierter Silhuettenkomposition läßt Werner Schuch die apokalyptischen Reiter einherfahren, sondern in kühner Verkürzung kommen die Schreckensengel hereingesprengt auf den Beschauer, als wollten sie ihn und die ganze Welt überreiten. Die Farbenidee der Skizze im großen Ganzen veranschaulicht glücklich den Schreckenseindruck der apokalyptischen Vision: das Bild wäre recht gut geeignet auch für eine Kirche ausgeführt zu werden. Der Maler würde sich bei der Ausführung vor einer leisen Maniriertheit der Farbe zu hüten haben, um nicht übertreibend zu wirken; aber Temperament, Leidenschaft, ganz malerisch geworden, versprechen ein hochbedeutendes Werk. Geistvoll fanden wir auch eine Komposition der „Lenore". Der Todesreiter ist auf dem Friedhof angelangt, sein Roß bäumt sich über einem offenen Grab, in das er die Lenore vom Pferde heruntergleiten läßt. Ein kleiner Fehler der Idee würde bei der Ausführung leicht zu korrigieren sein: Werner Schuch läßt Lenore vollständig angekleidet auf dem Rosse sitzen: bei Bürger wird sie aber Nachts aus dem Bette geholt und hat sich nur „geschürzt", d. h. es würde für den malerischen Eindruck bei Weitem vorteilhafter sein, der Dichtung selbst zu folgen und Lenore in leichtem Gewand, offenem Hemd und Rock in's Grab gleiten zu lassen. Das indessen ganz unmaßgeblich.

Schuch hat in letzter Zeit die Kunstfreunde durch eine Reihe solider und trefflicher Leistungen erfreut. Sein General „Seydlitz" war eine schneidige und freudige Arbeit. Das Bild hat nicht bloß im Münchener Kunstverein Aufsehen erregt und die Lokalkritik zu schrankenloser Anerkennung gezwungen, auch Meister Adolf Menzel aus Berlin, der jüngst einen ganzen Tag in Schuchs Atelier weilte, hat, so verschlossen und einsilbig er sonst fremdem Schaffen gegenüber zustehen pflegt, mit seinem lauten Beifalle nicht gekargt. Preußenblut und strammer Preußengeist ist in diesem Bilde wie in verwandten Sachen über den Künstler gekommen. So geht augenblicklich ein Cyklus von Kohlenzeichnungen, der in Vervielfältigung verbreitet wird, seiner Vollendung entgegen: preußische Generale und Kriegsherren. Wir sehen den alten Fritz und Kaiser Wilhelm, Ziethen, den Dessauer, Seydlitz u. A. in ihrer Feldherrnschaft zu Rosse. Werner Schuch hat ein außerordentliches Talent, in Geberde und Haltung seine Generale charakteristisch auf ihre Pferde zu setzen; so hat er den alten wilden Ziethen ganz vorzüglich charakterisiert, diesen dämischen Draufgänger, — wie er den gelehrten Moltke der Kriegskunst des vorigen Jahrhunderts, Friedrich den Großen, nicht minder mit geschichtlicher Typik auf seinem Rosse halten läßt. Werner Schuch ist ein vorzüglicher Pferdezeichner und er vermeidet glücklich den akademischen Zug, der Kamphausen immer angehangen hat, der die Malschule zur Reitschule, das Malen zum Schulreiten machte und die Pferde weniger mit dem Auge des Malers und Naturkenners, als mit dem eines Manègebesitzers oder Direktors königlicher Marstätte ansehen ließ. Da beobachtete denn der gelehrte Pferdemaler gewisse Eigenschaften, welche den Inhaber eines Tattersaales und den Kavallerielieutenant interessieren, sehr richtig, und doch konnte ein solcher Gaul zumeist weder stehen noch gehen. Werner Schuch ist nun ein wirklich naturalistischer Pferdemaler. War doch auch sein „Herzog Christof der Kämpfer" eine vortreffliche und von jedem Dilettantismus freie Arbeit.

Denn, um es zu bestätigen: trotzdem Schuch erst später sich der Kunst zugewendet hat, es ist an seinen Zeichnungen nichts, absolut nichts Dilettantisches, sondern die Sicherheit eines ausgesprochenen Talents kennzeichnet all seine Arbeiten. Die Art dieses Talentes zu bezeichnen ist übrigens nicht leicht. Man könnte für Härte nehmen, was eine nordische Strammheit ist; man könnte für schulmäßig halten, was eine in sich geschlossene Exaktheit ist. Werner Schuch scheint trotz seines resoluten Autodidaktentums mit dem einen Fuße doch in gewissen Ueberlieferungen der Berliner Akademie zu stehen, während ein freies, angeborenes, sicheres Talent, sein gut realistischer Farbensinn ihn auf ganz andere künstlerische Eroberungen hinweist: eine leidenschaftliche Phantasie, welche an Gegenständen wie der wilde Jäger, Lenore, apokalyptische Reiter sich gestaltet, beweist die landsmännische Verwandtschaft mit Geistern wie Gottfried Bürger selbst, und ein Gottfried Bürger der Malerei zu werden,

zu ſein bereits, das iſt, was wir zuſammenfaſſend über den Kunſtcharakter der Schuch'ſchen Schöpfungen in einem Worte ſagen möchten. Etwas von der holzſchnittartigen Dichterſprache Bürgers kehrt bei Schuch und Anderen als maleriſche Sprache wieder, überſetzt in ihre techniſche Pinſelführung; jener ſtramme norddeutſche Bürgergeiſt im Sinne des bürgerlich-realiſtiſchen aber ſprach uns aus Kompoſitionen wie Schuchs „Guſtav Adolf“ an. Wenn die letztere Eigenſchaft dem Künſtler als Illuſtrator zu gute kommt, ſo iſt es die erſtere, welche ihn zur Künſtlerſchaft im höheren und höchſten Sinne befähigt, und wir ſchließen mit dem aufrichtigen Wunſche, daß wir in Kürze dieſe oder jene ſeiner kühnen Kompoſitionen im großen Stile für einen kunſtverſtändigen Auftraggeber ausgeführt ſehen möchten. München möge ſehen, ſich dieſen namhaften Künſtler innerhalb ſeiner Mauern warm zu halten! — Berlin hat bereits ein Auge auf Profeſſor Schuch geworfen, und es wäre uns ſchmerzlich, dieſe Zierde der hieſigen Künſtlerſchaft ſcheiden zu ſehen . . . ſo ſehr uns auch der Eifer freut, rechtzeitig den Meiſter an die Reichshauptſtadt zu feſſeln, der berufen iſt, dereinſt Adolf Menzels Erbſchaft anzutreten.

(Unſere nächſte Nummer wird ein Bildnis des Meiſters zieren. D. R.)

Zeitgedichte.

Entente cordiale.

Von Heinrich v. Reder.

Auf den Balkanfelſen gährt es, gierig rüſten ſich die Serben,
Möchten gerne vom Bulgaren ſich das nöt'ge Land erwerben.
Vorher pumpten ſie Millionen bei dem ſchwarzen Doppeladler,
Ob auch auf der Länderbörſe waih geſchrien beſchnitt'ne Tadler.
Mit dem Geld nun übermütig, klopfen ſie geſchwind die Motten
Aus den Pelzen, um mit Klappern ſtolz zur nahen Grenz' zu trotten.

Auf den Balkanfelſen gährt es, Montenegros Hammeldiebe
Schleifen ſchon die Yatagane ihrem weißen Zar zu Liebe.
Hinter dieſen edlen Rittern bleibt zurück nicht der Rumäne
Und er drückt ſich aus den Augen für den Sultan eine Thräne.
In der Meinung, daß er ſchiebe, wird am Drahtſeil er geſchoben
Und mit Gott und Seiner Fügung mächt'ger auf den Thron erhoben.

Auf den Balkanfelſen gährt es, gierig rüſten die Hellenen
In der Hoffnung, daß den Rücken ſie an England's Schiffe lehnen.
Jeder klagt: Der Battenberger rief hervor die ganze Störung
Und um eine Königskrone macht er ſelber in Empörung.
Keiner wagt es zu bezweifeln, daß er Treue hält dem Worte:
Will nur die Rumelier einen, oberherrlich bleibt die Pforte.

Auf den Balkaninſeln gährt es in der alten Hexenküche,
Und es geht dabei der Türke als der kranke Mann in Brüche
Ach! wenn ſich drei Kaiſer ſtreiten um die Erbſchaft eines Kranken,
Kommt das „gute Einvernehmen“ ſchließlich auch noch in das Schwanken.
Stets die Zeche zahlt der Sultan: Satme, küß mich, meine Liebe,
Hier im Harem auf dem Divan pfeif' ich auf das Weltgetriebe.

Nürnberger Briefe.

Von Hans v. Berlepsch.

IV.

Mir ging's heute mit dem Schreiben, lieber Freund, wie's einem oft zu gehen pflegt, wenn man sich eins vornimmt und hundert andere Geschichten dazwischen kommen. Ich weiß, oder ich wußte vielmehr, daß eine totkranke Frau im Stock über mir liege. Die ganze Zeit war's still, und man ging droben auf Filzsohlen. Seit einer Stunde hör' ich wieder nägelbeschlagene Schuhe. Das schien mir ein böses Omen. Dann ging's bald nachher holperig und stolprig die Treppe herunter. Ich riß die Thüre auf. Einige herbstliche Rosenblätter flogen mir, vom Luftzug erfaßt, vor die Füße. Ja, ja, sie hatten eben den blumengeschmückten Sarg über die Treppe herunter getragen. Im Hofe drunten standen die Kinder vom Vorderhaus, gerade ebenso, als wenn ein vazierender Musikant, ein Scheerenschleifer oder ein Bärenführer seine Geschichten losließe. Jetzt brach eine tonlose Stimme die Stille, eine zweite, für sich eben so gleichgiltige antwortete — kurze Pausen, Responsorien — in ebenmäßiger, ausdrucksloser Weise gesprochen — ebenso, wie ein bezahlter Klavierspieler die „Aufforderung zum Tanz" gleichgiltig spielt und dabei nachdenkt, wie er seine neuen Hosen mit so und so vielen Walzern, Quadrillen, Schottisch u. s. w. bezahlt machen könne, dabei die Nüstern voll Bratenduft hat, oder mit lüsternen Augen nach einem wohlbesetzten Buffet hinüberschielt. Je nun, sie thaten da drunten gegen Entschädigung eines der Werke der Barmherzigkeit: Sie beteten für eine Tote, um sie zu begraben. Wer bliebe denn stets unter dem ernsthaften Eindruck des Augenblicks, wenn das nämliche immer wiederkehrt. Laß Dir die Symphonie Eroica tagaus tagein vorspielen, dann bekommst Du sie eben schließlich auch satt. Pfaffen sind eben auch Menschen, und jene Stunden, wo sie die Interpreten für's bessere Jenseits zu sein vorgeben, seien es nun Rabbiner, Kapuziner, Imams oder Pastoren, sind sicherlich nicht immer die besten. Hat auch einer versucht, das Wort „Pfaff" als eine Abbreviatur für „Pastor Fidelis Animarum Fidelium" zu erklären, so war's sicherlich ein Spaßvogel.

Ich hörte dann ein paar dumpfe Töne: Sie hoben den Sarg in den ärmlichen Leichenwagen. Dann ward's still, die Hausthüre wurde zugeschlagen und der Wind blies den Rest von Weihrauchdampf aus dem Hausgang hinaus. Droben, über mir, ging's alsbald an ein Putzen und Scheuern, als müßte die letzte Spur derer, die noch vor wenigen Stunden lebte, radikal vom Erdboden verschwinden. Mir fiel dabei jener Brauch ein, der zum Teil noch in unserem bayerischen Hochland und auch in Tyrol Sitte ist. Da wird der Sarg, der den Toten enthält, beim Hinaustragen aus dem Haus dreimal niedergesetzt, auf daß der Geist des Verstorbenen nicht wiederkehre, erzürnt darüber, daß man ihn allzuschnell aus seinem Heim entfernt habe. Und dabei fiel mir auch — Du weißt ja, daß man mit Vergleichen zuweilen Sprünge macht, unser Kunstgewerbe ein. Die Rosenblätter vom Sarg, wo eine vormals lebende Hülle drinn liegt! Du meinst natürlich, ich sei jetzt fürchterlich pessimistisch und spiele bloß in Moll! Gott bewahre. Es ist sehr „Dur".

Du weißt ja wohl, daß ich die alten genialen Meister liebe und verehre und in ihnen das immer gefunden habe, was das Wesen des richtigen Künstlers und Kunsthandwerkers ausmacht: das individuelle Gepräge. Laß mich den viel benützten Ausdruck von unserer „nivellierenden Zeit" halt auch einmal anwenden. Ich thu's hier wohl am rechten Platz. Wir unterliegen einem Nivellement, das sich nicht in stark bergigem Terrain zu schaffen macht, das vielmehr die paar Zoll Unterschied der Landstraße noch in's endliche Gleichgewicht bringen will, so daß schließlich die Abplattung der Erde nicht bloß eine Thatsache in der Gegend der Eskimos wird, sondern sich da am meisten fühlbar macht, wo man liberal, fortschrittlich, ultramontan und was weiß ich alles denkt und handelt, entwirft und ausführt. Waren wir früher gesunden Influenzen ausgesetzt, die mit dem Föhn über's Gebirge herübergebraust kamen, so sind wir nur allzubald dann jenen Dingen unterlegen, die aus dem Lande kamen, wo der Reifrock und andere Sachen, die in's gleiche Kapitel einschlagen, erfunden wurden. Und als es nun endlich Gott sei Dank einmal so weit war, daß der deutsche Michel wahrhaftig mit seinen Fäusten bewies, was Micha—El eigentlich

heiße, da hieß es denn auch, daß wir fortan auf künstlerischem Gebiet ebensowie auf kunstgewerblichem jenem Impuls folgen sollten, der aus eigenem Grund und Boden hervorgeht. Hast Du es aber vielleicht gesehen, daß wir zurückgriffen auf unsere Natur? Wenn ja, dann beglückwünsche ich Dich. Mir ist das Glück nicht passiert. Wohl hat sich binnen wenigen Jahren eine stylistische Anschauung Bahn gebrochen, die man, wäre sie wahrhaftiges Blut von unserem Blut, mit Hosiannah begrüßen müßte. Das war's aber nicht. Unsere Fundgruben erwuchsen nicht da, wo's lebendig üppig blüht und treibt; wir kamen darauf, was in aufgestapelten Mappen zu finden sei, die der Fleiß des Sammlers, sein Interesse an Namen und Jahreszahlen zusammen geschleppt hatte, kurzum, wir kamen in ein Nachahmungssystem, das ist der gelindeste Ausdruck dafür, hinein, wo wir in lange Vergessenem mit Wohlbehagen herumwühlen, uns Passendes davon aneignen konnten, ohne daß man in den ersten Zeiten gerade Gefahr lief, direkter Nachahmung beschuldigt zu werden.

Du weißt es vielleicht, daß der Maler David, Konventmitglied von anno 1789, einmal den Antrag stellte, man solle mit den alten Bildern kurzen Prozeß machen, ein Feuerlein damit schüren und den heranwachsenden Kunstjüngern sagen: „So, jetzt studiert nach der Natur und schaut nicht immer durch fremde Brillen." Der Antrag hat auf den ersten Anblick etwas fürchterlich Barbarisches. Aber er entsprang trotz seiner Brutalität einem künstlerisch allerdings sehr radikalen, aber in gewissen Beziehungen wahren Gefühl. Der Mann wollte aufräumen mit der Tradition. Er wollte ein künstlerisches Geschlecht reifen sehen, das durch eigene Anschauungskraft sich auch eine eigene Schaffenskraft gebildet haben würde. Ich bin nun weit entfernt, mit solch radikalen Ideen mich zu tragen, aber manchmal möchte ich doch wünschen, daß alle jene Fundgruben von Motiven einem Natur-Ereignis unterliegen möchten, wie vor ein paar Jahren allerlei Inseln im Stillen Ocean, die zwar nicht vom Erdboden radikal verschwunden, doch etwas tiefer gerückt worden sind, so daß das Sondierblei sie wohl spürt, aber weiter auch nichts. Wir kommen mit dem ewigen Nachahmen von bereits Vorhandenem, zuletzt auf einen kahlen, langweiligen Schematismus, und es dokumentirt sich wohl da und dort die geschickte Hand, aber weiter auch nichts.

Und da reden wir dann von einer nationalen Geburt! Regt sich's nicht schon überall, um anderer Formgestaltung Recht und Platz zu machen? Hören wir nicht schon, und das gar nicht vereinzelt, den Ruf: Style Louis XV., Louis XVI?!

Sollen wir geschworene Feinde des Rococco sein, bloß weil wir glauben in die Fußtapfen eines Holbein, Dürer, Behaim, Solis eingetreten zu sein und die alleinig berechtigten Erbanwartschafts-Ansprüche auf ihren Nachlaß zu haben?

Laßt's mi aus, muß ich jetzt meinerseel auf gut altbayrisch sagen. Wer wissen will, wo da der Has' im Pfeffer liegt, der braucht nur die Augen aufzumachen, gar nicht einmal aufzureißen, und er wird binnen Kurzem zu den „Wissenden" gehören.

Unter dem Kapitel der „Konventionellen Lügen" hat Nordau diesen einen Passus übersehen, und er wäre meinerseel wert, einmal eingehend behandelt zu werden, ohne Geschäftsinteressen natürlich.

Nun, es werden immer noch falsche Lorberkränze genug gewunden werden, bis auch da einmal der ehrliche Wille nach eigenen Errungenschaften elementarer zum Durchbruch kommt. Und ob's dazu kommen wird bei dem bekannten Nivellement, das mit zu unseren modernen Staatsprinzipien zählt! Gott weiß es, vielleicht doch.

Die Ausstellung ist geschlossen; wo unzählige Male bengalische Feuer brannten, um die „fabelhaft" komponierten Architekturen zu beleuchten, ihnen durch die Beschauer einen anderen Eindruck abgewinnen zu lassen als es bei ehrlichem, biederem Sonnenlichte der Fall war, da liegen jetzt vergilbte Blätter und dürre Stauden lassen kaum verraten, daß da einmal die Rosen blühten.

Abgesehen von ihrer Mannigfaltigkeit hat die Ausstellung den großen Wert gehabt, uns Leuten, die wir soviel vom „Ich" reden, einmal ein paar gesunde Rippenstöße zu geben, und uns zu zeigen, wie gar vieles wir noch nicht können. Und damit Gott befohlen.

Herbststimmungen.

Von Ferdinand Avenarius.

November.

Hat ausgerast der Herbstesstürme Heer,
Liegt müd der Himmel auf der Welt und schwer,
Ist alles rings verdüstert, stumm und leer,
Dann zeigst den Menschen Du dich, Ahasver!

Drei ries'ge Tannen ragen schwarz im Wald,
Von grauer Vorzeit Sagenruf umhallt:
Dort stand, wie wüst von Nebeln aufgeballt,
Groß wie die Tannen, eine Spukgestalt.

In kahlem Grau floß ihr Gewand herab,
Die dürre Hand umkrallte dürren Stab,
Ein weiß Gewirr verstörten Haars umgab
Ein Antlitz, wie verschneit Gestrüpp ein Grab.

Wo um der höchsten Wipfel Raben schwirr'n,
Sah ich am Stamm still lehnend seine Stirn —
Ein Augenblick — dann fühl' ich jäh umwirr'n
Die Sinne mir und dorren mir's im Hirn.

Doch wer sie je erblickte — trostlos leer
Schwebt graufig stumm dies Antlitz vor ihm her:
Kein Leben freut sein armes Denken mehr —
Nur Dir in's Auge starrt er, Ahasver!

Gottfried Keller und Robert Königs Litteraturgeschichte.

Von Rudolf Krauß.

Dem Kapitel unfreiwilliger Komik liefert vielleicht kein Buch reichere Beiträge als Robert Königs deutsche Litteraturgeschichte. Zu den erheiterndsten Stellen gehört unzweifelhaft die nachstehende:

„Dem ansprechenden Erzählertalente Edmund Höfers, Gottfried Kellers, Ernst Wicherts hat die Leserwelt viel Beifall gezollt."

Wir wollen weder Edmund Höfer noch Ernst Wichert irgendwie zu nahe treten — König rubriziert sie ganz richtig unter die ansprechenden Erzählertalente. Aber Gottfried Keller in dieser Gesellschaft! Es ist unglaublich! Und das nennt sich deutsche Litteraturgeschichte!

Dem Fachmann bringt eine schlechte Litteraturgeschichte keine Gefahr; er lächelt über den Unberufenen oder klopft ihm, wenn er allzu dreist wird, derb auf die Finger. Aber die litterarisch Unmündigen, welche bei der ersten besten Litteraturgeschichte, die gerade in ihrer Bibliothek steht, Rat einholen! Wie wichtig ist es da, daß gerade eine gute Litteraturgeschichte in ihrer Bibliothek steht! Welch' Unheil muß da in Wirklichkeit Königs Buch stiften!

Es ist ja in so prächtiger Ausstattung erschienen, guter Druck, interessante Holzschnitte und gar der golddurchwirkte Einband! Wie nimmt sich der herrlich unter dem grünen Weihnachtsbaum aus! Dann wird ja auch das Buch von gewisser ehrwürdiger Seite so eindringlich empfohlen. Das alles wirkt zusammen, verhilft ihm zu einer großen Anzahl Auflagen und bürgert es in dem deutschen Hause ein. Schlimm genug für das deutsche Haus! Mancher, der in der neueren deutschen Litteratur Umschau halten will, greift nach seinem „König", ehe er sich ein Buch kauft oder aus der Leihbibliothek holt, und fragt ihn um Bescheid. Der antwortet dann mit einer Verherrlichung seiner „Daheim"-Dichterhelden und — nennt Gottfried Keller ein ansprechendes Erzählertalent!

Dieses Urteil Königs über den großen Schweizer

Dichter ist doppelt bedauerlich, weil dieser geniale Schriftsteller lange nicht genug bekannt und anerkannt ist als der erste deutsche Novellist!

Wer das nicht glaubt, nehme den vierbändigen Roman „der grüne Heinrich“ — oder, wem das zuviel ist, wenigstens den ersten Teil der „Leute von Seldwyla“ zur Hand und lese die Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Da ist von zwei jungen Leuten die Rede, die sich lieben, aber wegen unseliger Verhältnisse weder mit einander noch getrennt glücklich zu werden hoffen dürfen. Das Verlangen, nur wenigstens einen Tag zusammen die Freuden dieser Welt zu kosten, veranlaßt sie, Hand in Hand über Feld zu ziehen und sich zu vergnügen wie zwei unschuldige Kinder. Aber als der Abend da ist, wissen sie nicht, was beginnen . . . Da zuckt in beiden zumal der Gedanke auf, diesem jämmerlichen Dasein freiwillig ein Ende zu machen. Sie besteigen ein Schiff, lassen es den Fluß hinuntertreiben, feiern dort die Brautnacht, um mit dem grauenden Morgen ihr Leid in die Tiefe des Flusses zu versenken.

Diese einfache Geschichte ist mit gleich einfachen Mitteln durchgeführt. Aber so viel Wahrheit der Beobachtung und Empfindung und Gewalt der Poesie, dazu so viel überzeugendes Menschenglück und Menschenelend liegt in ihr, daß der Leser erschüttert wird und, wenn er das Buch bei Seite legt, das Bekenntnis stammelt: „Hier hat zu mir ein ganzer, großer Dichter gesprochen.“ Gottfried Keller hat überdies, was so wenige deutsche Dichter und Erzähler heutzutage haben: wurzelhafte, urdeutsch-schöpferische Sprache In diesem Sinne hat auch der bekanntere Novellist Heyse keine Sprache, sondern nur Stil.

Wie viele wissen dies? Friedrich Vischer, der Aesthetiker, predigt es unaufhörlich, aber den Leuten, welche seine Schriften lesen, ist es schon zuvor bekannt und denen es nicht bekannt ist, dienen Vischers Schriften nicht. Auch andere bemühen sich redlich, Kellers Werken die gebührende glänzende Stellung zu verschaffen; wir rechnen dieses Verdienst besonders hoch Friedrich Spielhagen an. Aber weit mehr als solche gelehrte Stimmen hätte Robert König zur Verbreitung und Würdigung unseres Dichters beitragen können, wenn er ihm eine eingehende und gerechte Beurteilung hätte angedeihen lassen wollen, wie er sie anderen, tief unter Keller stehenden Geistern gewidmet hat. Statt dessen mit ein paar zweifelhaften Worten über ihn hinweggehen, ihn den Erzählertalenten dritten und vierten Ranges beigesellen! Auf den Eingeweihten wirkt diese Kritik freilich nur erheiternd, hätte die Sache nur nicht ihre sehr ernste Seite! So ein Aesthetiker „pour rire“, wie R. König einer ist, richtet, wenn er weite Verbreitung genießt, großen Schaden an Und Königs ungerechtes, einseitiges Buch ist heute vielleicht die verbreitetste deutsche Litteraturgeschichte!

Vischer sagt einmal: „Keller wird nie sehr populär werden, einfach, weil er wirklich ein Dichter ist.“ So paradox dieses Wort klingen mag, liegt doch Wahres darin. Nur möchten wir es dahin umändern: Keller wird nur langsam populär werden, einfach, weil er wirklich ein Dichter ist.“ Er wird es werden, das nehmen wir zu Ehren der deutschen Völker an. Es wäre ein Jammer, sollte nicht zu allgemeiner Freude auf die Dauer geschaffen sein, was eine so geniale Darstellungskunst, („ansprechendes Erzählertalent“ nennt es König!) im Bunde mit treffendster Beobachtungsgabe, tiefer Empfindung und köstlichem Humor geschaffen Wenn man darauf achtet, wie mühsam unsere meisten Novellisten ihre Produkte auskrügeln und abzirkeln, ist es da nicht ein Entzücken, diesem frischen, ursprünglichen, echten Dichteringenium in der erzählenden Litteratur zu begegnen?

Langsam wird er populär werden, doch ist erfreulicher Weise zu konstatieren, daß seine Anerkennung in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat. Jeder, der zur Würdigung dieses Dichters sein Scherflein, sei es noch so unbedeutend, beiträgt, leistet damit der deutschen Litteratur einen guten Dienst. König hat es verschmäht, sich solchen Ruhm zu erwerben, und eine unverzeihliche Unterlassungssünde begangen, nicht die einzige — wir haben hier nur ein Beispiel für viele herausgegriffen, — aber vielleicht die schlimmste von allen.

Viel noch hätten wir zum Preise Gottfried Kellers, besonders auch des Lyrikers, mehr noch gegen Robert König auf dem Herzen. Für Gottfried Keller mögen inzwischen Berufenere eintreten. Vielleicht bietet sich uns dagegen bald Gelegenheit, mit diesem Verfasser einer sogenannten „deutschen Litteraturgeschichte für das deutsche Haus“ in ein ebenso unerbittliches als wohlverdientes Gericht zu gehen. Das Maß ist voll!

Litterarische Kritik.

„Helene Jung“. Erzählung von **Paul Lindau.** Stuttgart, J. Engelhorn, 1885.

Paul Lindau, der Allerweltsschriftsteller, hat sich seit einigen Jahren auf das Novellenmachen geworfen, für ihn, wie es scheint, ein sehr einträgliches Geschäft, aber — eben auch nur ein Geschäft. Die neueste Produktion dieser Art, mit der er sein — Genie einem verehrlichen Publikum wieder in Erinnerung bringt, ist noch trostloser als die älteren. „Herr und Frau Bewer“ z. B., freilich auch ohne wirklichen künstlerischen Wert, ließ sich ja in einer anders absolut nicht ausfüllbaren Stunde noch lesen; „Mayo“ paßte als nervenberuhigendes Medikament vortrefflich für Nord und Süd; „Helene Jung“ aber — ja, ich weiß wirklich nicht, wozu die dienen sollte. Ich für meine Person habe von Lindau nichts Oberflächlicheres gelesen, als dieses Buch. Man liest die 142 Seiten durch und fragt sich dann kopfschüttelnd: Was soll denn die ganze Geschichte eigentlich? Daß Paul Lindau keine Ahnung von konsequenter und energischer Charakteristik und Motivierung hat, haben uns seine sogenannten „Dramen“ gezeigt. Was in dieser Novelle ge-

schieht, geschieht nur durch Zufall, es könnte ebenso gut das Entgegengesetzte sich erreignen. Von Charakteren ist keine Rede, es sind lauter Puppen, die der Herr Doktor an Drähten tanzen und wenn's ihm grad' in den Sinn kommt, beliebige Seiten- und Luftsprünge machen läßt. Wozu in aller Welt lernt denn Prinz Reichard die Helene Jung kennen? Die Bekanntschaft bleibt ja ganz ohne Einfluß auf ihn wie auf sie; denn daß sie in ein Kloster geht, thut sie doch wohl nur dem elften Band der „Sammlung merkwürdiger Kriminalgeschichten" zu Gefallen. Noch einen Punkt will ich hervorheben, der für den Autor charakteristisch ist. Er sagt einmal (Seite 58): er staunte über ihre umfassende Bildung, die sich u. s. w. Ja, wenn man von dieser „umfassenden Bildung" nur ein einziges Mal einen Hauch verspürte! Aber das ist alles seichtes Salongeschwätz mit ein paar pathetischen Phrasen à la Hugo Lubliner. Eine Zeitung sagte neulich, der Verleger habe für Helene Jung 3000 M. Honorar gezahlt. Armer Verleger! Aber er muß es ja wissen, seine Rechnung wird doch wohl schließlich stimmen, denn es giebt ja noch Leute genug, die an diesem Spülwasser Geschmack finden, wenn sich ihre Reihen — Gott sei Dank — auch immer mehr lichten.

Hamburg. **Arthur Gutheil.**

Unser geschätzter vaterländischer Dichter **Hans Herrig** hat mit seinem Gedicht „Der dicke König" (Berlin, Luckhardt, 198 S.) unsere humoristisch-satyrische Litteratur um ein wertvolles Buch bereichert. Schade nur, daß Laune, Witz, Satyre und was an Tendenz in dem vortrefflichen Werke steckt, zu fein sind, um bei der heutigen Geschmacksrichtung im Reich der Gottesfurcht und Walzerposse auf Verständnis und Dank rechnen zu dürfen. Unsinn, du siegst! Was soll uns da ein sinniges, von Humor durchtränktes, aber doch episch-ernstes Gedicht vom König Sancho von Leon, dem Wohlbeleibten, der so brutal aus dem Polsterstuhl seines Gottesgnadentums geworfen und erst nach einer an Leib und Seele erfolgreichen Schwenningerkur und andern heilsamen Drangsalen wieder zu seinem Herrscheramte gelangt? Der gute, fette König!

Selbst im Traum sitzt König Sancho
Stets bei Tische: seine Träume
Sünd'gen nicht, vergreifen niemals
Sich an irgend einer Tugend —
Nur an einem saft'gen Braten,
Und auf seinen Zügen lagert
Sich ein Lächeln, still und friedlich,
Abglanz seiner innern Sattheit,
Durchschein seines guten Herzens.

Und nachdem er zu schlankster Durchgeistigung vom harten Geschick emporgeläutert, beschließen seine grausamen Feinde — o diese Spanier! — auf's Neue:

Wenn wir König Sancho fangen,
Nicht so leichten Kaufes soll er
Uns zum zweitenmal entkommen:
Auf des Staates Kosten soll er
Wieder dick gefüttert werden. —

Liebster Hans Herrig, richten Sie Ihren „dicken König" in Operetten-Sauce zu, lassen Sie ihn von Strauß oder Millöcker in Musik setzen oder verwursteln Sie ihn zu einem saftigen Ballet und Sie werden Wunder erleben!

Wir fürchten, daß auch „Prinz Klotz", Novelle von **Balduin Groller** (Leipzig, Wartigs Verlag) des dicken Königs Loos teilen und ein Kunstwerk bleiben wird, das die Modeleser majestätisch ignorieren. Groller ist einer unserer geistvollsten Publizisten und man kann mit verschlossenen Augen schwören, daß sein „Prinz Klotz" eine psychologisch wie novellistisch gleich interessante und fesselnde Erscheinung sein muß. Allein die Vorzüge dieses Buches liegen nicht auf der Oberfläche, bereit, auch in die stumpfsten Augen zu springen oder in die dicksten Ohren zu schlüpfen. Zudem behandelt dieses Buch ein originelles Problem in wirklich origineller Weise: ein vorzüglich begabter, aber weibisch erzogener Prinz und ein ebenso vorzügliches, aber etwas zu mannhaft angelegtes und gewöhntes Mädchen werden durch die Macht der Liebe in die rechte Zucht genommen und zu harmonischer Umwandlung geführt — leider, um sich nicht zu kriegen, da sich der Dichter schließlich darauf versteift (und das ist sein Recht und Unrecht zugleich!), daß der interessante Lebensprozeß ein tötlich jähes Ende findet. Und wie sehr hätte es der Prinz verdient, mit seiner Plazidia fröhliche Hochzeit zu feiern, viele schöne Kinder zu zeugen und ein hohes, angenehmes Alter zu erreichen. Aber nein! Dichters Wille, Gottes Wille. Groller hat sie gegeben, Groller hat sie genommen, Grollers Name sei gelobt.

Ein Dritter sei dem vornehmen Bunde angereiht: **John Henry Mackay** mit seiner Dichtung aus Schottlands Bergen „Kinder des Hochlands". Denn auch das ist ein Werk der Kunst und kein Werk der Mode.

O wie bist du schön, mein teures Eiland,
Wenn auf deine markig kühnen Züge
Sich des Herbstes tiefe Schwermut senkt!

Der hochbegabte jugendliche Dichter ist ein geborener Schottländer, und wenn auch seit frühesten Jahren in Deutschland erzogen und gebildet, so wallt doch sein heißes Schottenblut in leidenschaftlicher Liebe auf, gedenkt er der fernen Bergheimat, ihrer schauerlich grandiosen Szenerie, ihres phantastischen Himmels, ihrer wildwüchsigen, wetterharten, stark empfindenden Menschen. In seinen „Kindern des Hochlands" feiert der Dichter oft mit hinreißendem Schwunge ein solches Stück bald tragisch erschütternden, bald selig einschmeichelnden Natur- und Menschenlebens seiner ersten Heimat. Manches mutet den deutschen Leser fremdartig herb an und er seufzt unter der Wucht exotischer Namen, die in den etwas zu ausgedehnten, überladenen Landschafts- und Jahrzeitschilderungen an sein Ohr prasseln, aber das wahrhaft Dichterische hat ihn gewaltsam ergriffen und läßt ihn nimmer los. Es ist keine bequeme, aber eine lohnende Lektüre, wie ein Aufstieg in die Freiheit und Reinheit des Hochgebirgs. Das kleine Kunstwerk wäre tadellos, wenn der Dichter seine Menschen weniger als Staffage zu dem überwältigenden Landschaftsbilde behandelt hätte. Die „Kinder" kommen gegen das „Hochland" etwas zu kurz weg. Alles in

allem eine Dichtung, die uns vor der Begabung des Verfassers mit aufrichtiger Hochachtung erfüllt und uns noch die schönsten und reifsten Werke erhoffen läßt.

Hans Frank.

Mit Vorliebe nennt sich unser Jahrhundert das praktische, exaktwissenschaftliche, und schwerlich gab es je eine Zeit, in der die — Hypothese eine größere Rolle spielte. Nur das Gebiet ihrer Herrschaft ist ein anderes geworden. Während im vorigen Jahrhundert besonders Metaphysik und Pädagogik sich der tastenden Versuche phantastischer Geister zu erfreuen hatten, sind es heute vorwiegend die Soziologie und Psychologie. Ganz natürlich, fühlen wir doch alle, daß hier das Rhodus der jetzt lebenden Generation sein wird.

Nun liegt mir nichts ferner, als die Unterschätzung der Hypothese, sobald sie mit wissenschaftlichen Gründen verfochten wird — wer möchte z. B. **Nordaus** — auch in der Gesellschaft reproduzierten — Aufstellungen einer evolutionistischen Aesthetik ihre hohe wissenschaftliche Bedeutung streitig machen?

Anders freilich verhält es sich mit den Thesen eines uns heute vorliegenden Schriftchens: „Beiträge zur Welt- und Menschenkunde von **Adolf Gaul**". (Gnoyen in M., Verlag von Ed. Grebe). Der Verfasser will nicht mehr und nicht weniger als — eine Neubegründung der ganzen Wissenschaft vom Menschen.

„Unsere Bemühungen in der Erforschung menschlicher Charaktere — heißt es auf Seite 71 — waren bisher nichts als ein Tappen im Finstern; die Sache wird jetzt anders werden".

Der Verfasser ist der Meinung, daß „die Form der Gesamtseele . . . abhängt von derjenigen atomistischen Zusammensetzung des Blutes, die uns von der Natur verliehen ist. Die Ursachen, wie die Art dieser Zusammensetzung geschehen wird, sind das Gesetz der Geburten, sind die Frage, ob wir der Gattung 1, 2, 3 oder 4 angehören, sind die Frage, welche Kombinationen von Blutbeschaffenheit im elterlichen Paare bei unserer Entstehung thätig waren. Diese noch ungelöste Frage beantwortet der Verfasser mit wahrhaft beängstigender Schnelligkeit und Sicherheit. „Wie Humboldt die Pflanzenwelt in 16 Klassen einteilte, so teile ich auf Grund obigen Gesetzes die Menschenwelt ein in 4 Gattungen . . . Die 4 Gattungen treten bei den Kindern jeder Frau in die Erscheinung, wenn auch nicht immer in gleicher Reihenfolge (!) und wiederholen sich von je vier zu vier Kindern . . . Mit Nummer 4 ist die erste Blütenperiode des weiblichen Leibes abgeschlossen. Es beginnt nun die zweite, die bis acht geht u. s. w." Bis ins Kleinste hinein werden jetzt die besondern Eigenschaften des Erst-, Zweit-, Dritt- und Viertgebornen entwickelt. Der Verfasser ist so berauscht von seiner Entdeckung, daß er ausruft:

„Bisher war uns der Charakter eines uns Unbekannten ein Rätsel, das nur durch Studium gelöst werden konnte; vielleicht aber kommt einst die Zeit, wo wir von der gereichten Visitenkarte die geburtsgesetzlichen Daten ablesen werden, um dann im vorhandenen Charakterlexikon nachzuschlagen, weß Geistes Kind die neue Bekanntschaft ist." Wir aber fragen uns erstaunt, wie der Verfasser zu dieser neuen, bahnbrechenden Wissenschaft gekommen ist; vergebens suchen wir nach Gründen, vergebens nach Beweismaterial. Der Verfasser erwartet solches vielmehr von der Tagespresse, er wünscht, „daß sich die Statistik des Materials bemächtigte". Der Versuch, das Gesetz des Fruchtwechsels einfach mit den Worten: „Wir haben das Weib als einen lebenden Acker zu betrachten", (Seite 78) auf den menschlichen Organismus zu übertragen, widerlegt sich durch die eigenen Worte des Verfassers. Ein lebender Acker ist eben kein Acker. Wenige Beispiele aus dem flüchtig dispnierten Buche werden zeigen, mit welcher Willkür der Verfasser generalisiert und klassifiziert.

Seite 50: „Von den 4 Gattungen werden wir auch sagen können: Nummer 1 repräsentiert die menschliche Herrlichkeit, Nummer 2 die menschliche Klugheit, als Weib die Schönheit, Nummer 3 die menschliche Vollkommenheit, Nummer 4 praktische Tüchtigkeit und menschliche Kraft recte Urkraft."

Da sich also „aus den Erstgebornen hauptsächlich die Genies rekrutieren," Schiller aber bekanntlich nicht zu dieser „Gattung" gehört, sah sich unser Charakter-Humboldt genötigt, dem achtzehnjährigen Schöpfer der „Räuber" alles zuzusprechen, „nur nicht impulsive Eingebung des Genies, wie vornehmlich bei Goethe." In dieser Weise sucht der Verfasser, gestützt auf die Thatsache (Seite 75), „daß von Menschen seiner Nähe keiner dem Gesetze widerspricht", seine „Charakterologie zu begründen, nach dem Rezept Goethe's: Für was drein geht und nicht drein geht, ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Als unerreichter Menschenkenner bewährt sich Gaul auch in Folgendem (Seite 73): „Zwei Freundinnen gehen über den Hof. Sagt die eine zur andern, deren Eltern hier wohnen: Das Pflaster auf Euerm Hofe ist schrecklich. — Aus dieser Aeußerung folgert Gaul erstens Pessimismus, zweitens cholerisches Temperament, drittens kritischen Scharfblick (!), woraus sich ergibt, daß die Dame nur der privilegierten Gattung 1 angehören konnte."

Wenn in all' diesen Unterstellungen trotz ihrer Willkür immerhin ein Funke Wahrheit verborgen sein mag, so ist dagegen ganz unhaltbar des Verfassers Theorie vom Fatum. Dieses begreift er nicht als die notwendige Beziehung der Außenwelt zum Subjekt, sondern als einen mystischen Bestandteil der „Gesamtseele". Das Fatum ist es, das den Geist lenkt und dem Menschen seine „Bestimmungen" zuerteilt u. s. w. Geistererscheinungen, Hellseherei und Ahnungen schrieb Gaul ebenfalls früher dem Fatum zu; jetzt nimmt er hiefür einen besonderen, neu entdeckten, magnetischen Sinn an. Doch genug! — Der Verfasser wird es uns nicht verargen, wenn wir zum Schlusse ehrfurchtsvoll seinem eigenen Fatum das Wort erteilen:

„Ich will noch einen Fall erzählen, wo mein Fatum mich in auffallender Weise neckte: Einst nach Vollendung mehrstündiger Arbeiten an vorliegender Schrift, schlage ich von ungefähr ein Buch auf. Da fällt mein Auge auf das Wort „Blödsinn". Ein anzügliches Wort im Hinblick auf die eben vollendete Arbeit. Ich lese weiter die Worte „meinen Arbeiten". Die Sache wird

immer anzüglicher. Endlich lese ich den ganzen Satz; er lautete: „Um in meinen Arbeiten nicht den Blödsinn, sondern die verzweifelten, aber willigen Anstrengungen eines Ohnmächtigen zu erblicken.“ Einen größern Schabernack von seiten des Zufalls kann ein Autor wohl nicht verlangen. Mag mein Fatum im Ernst gesprochen oder gescherzt haben, in beiden Fällen beweist es sein Dasein! . . .“ Tu l'as voulu, Georges Dandin!

J. Hillebrand.

Umbrisches Lied.

Uebertragung von Xanthippus.

(Siehe Mezzatinti, Canti pop. p 92)

Ein Brunnen ward in Rom gefunden,
Aus dreizehn Röhrlein thut er fließen.

Die von ihm trinken, die gesunden,
Die Kranken all', die sein genießen.

An seinen Flüssen wollt' ich weilen,
Ob sie mein Siechtum möchten heilen.

Ich trank und trank — — für Liebeswunden
Das Wasser ist noch nicht gefunden.

Münchener Theater-Chronik.

Warum stellen wir den „Barbier von Bagdad“ über den „faulen Hans“? Weil im letzteren die Erinnerung an Meister Wagner eben doch gar zu aufdringlich ist; sie schlüpft uns fast mit jeder Note in die Ohren. Man nehme jedoch den Vorwurf der Wagner-Nachahmung nicht schwerer als er gemeint ist. Der Komponist **H. Ritter** — irren wir nicht, ist er ein leiblicher Verwandter Wagners — hat sein unerreichbares Vorbild mit Talent studiert und mit Talent nachgeahmt. Es ist durchaus nichts Dilettantisches in seiner Partitur. Im Gegenteil: die strenge Geschlossenheit des Stils, der Glanz der Instrumentierung, die glückliche musikalische Interpretation des Librettos, das sich der Komponist nach einem Dahn'schen Gedicht selbst zurecht gemacht, verraten einen sehr gebildeten, sehr gewissenhaften Musiker, der sich in seiner Kunst hohe Ziele und seine ganze Kraft an die Erreichung derselben setzt. Wir begreifen daher vollkommen, daß Künstler von dem Range eines **Vogl** — der die Titelrolle wundervoll durchgeführt hat — für das Werk schwärmen. Einige Kürzungen wären immerhin am Platz. Es besteht ja keine Gefahr, daß ein künstlerischer Organismus verletzt werde, wenn einige übermäßig ausgesponnene Szenen — u. a. auch der Schluß — eine knappere Fassung erhalten.

Der „Barbier von Bagdad“ von **Peter Kornelius** — einem Verwandten des berühmten Malers gleichen Namens — ist musikalisch ein hochbedeutendes, fein empfundenes Originalwerk; alles ist an der rechten Stelle: Anmut, Schelmerei, Ernst und alles vom edelsten Geiste bis zur letzten Note durchströmt. Das Werk entstand 1858 in Weimar, wo Liszt die erste Aufführung dirigierte. Das reizende Werk sollte aber einer Intrigue des damaligen Intendanten Dingelstedt und seiner Parteigänger zum Opfer fallen: und es fiel — auf Kommando ausgepfiffen! Ein nettes Stückchen kleinstaatlicher Theatergeschichte! Franz Liszt, der für das Werk seines Schülers und Freundes eingetreten war, gab nach dem gewaltsamen Durchfall sofort seine Stellung als Hofkapellmeister auf. Der arme Komponist hat sich von diesem Schlage zeitlebens nicht mehr erholt. Und das kunstsinnige Publikum von Weimar — und die Kritik? Beide haben sich die freche Fiasko-Macherei der Dingelstedt'schen Trabanten ruhig bieten lassen. Märchenhaft, nicht wahr? Das geniale Werk war verurteilt, keine Bühne wagte sich mehr daran. Nur Hannover machte vor einigen Jahren einen schüchternen Versuch; allein das Vorurteil war noch so stark, daß das Werk nicht festen Fuß fassen konnte. Endlich war es München beschieden, und wir rechnen es unserer Bühnenleitung zum nicht geringen Verdienste an, die so mißhandelte und verkannte komische Oper des inzwischen verstorbenen genialen Kornelius zu Ehren zu bringen. Ein guter Zufall fügte es, daß der 74jährige Meister Liszt jüngst auf seiner Durchreise nach Italien der zweiten Aufführung in München beiwohnen konnte. Hoffentlich ist durch die erfolgreiche Aufführung dem Werke nunmehr eine ruhmreiche

Bahn über die deutschen Musikbühnen eröffnet. Große Einakter der lyrisch-komischen Gattung, wo sich so recht „aus voller Kehl' und frischer Brust" singen läßt und dabei das Orchester auf der leuchtenden Höhe modernster Instrumentationskunst keinen weniger dankbaren Part hat als die Sänger — sind so seltene Darbietungen, daß der „Barbier von Bagdad" bald eine Zierde aller hervorragenderen Repertoire sein wird. In München gab man die beiden Einakter „Der faule Hans" und „Der Barbier von Bagdad" an einem Abend. Das war zwar interessant, wirkte aber doch etwas abspannend. Die Darstellung war musterhaft von Anfang bis zu Ende. Die Träger der Titelrollen — **Vogl** und **Gura** — unvergleichlich. Im „faulen Hans" ist auch unser berühmter Heldenbaß **Siehr** (als Graf) mit besonderer Auszeichnung zu nennen. Und nun noch einmal Gura! Es ist unglaublich, welche geniale Vielseitigkeit dieser Künstler als Darsteller und Sänger entwickelt, wenn man sich seine Rollen vom grandiosen Wotan Wagners bis zum komischen Barbier Kornelius' vergegenwärtigt. Das mache ihm Einer nach! Es sei bei dieser Gelegenheit verraten, daß Gura nicht blos einer der allerersten Sänger und Schauspieler, sondern auch ein vortrefflicher Zeichner und Maler und auf litterarischem Gebiet ein Kenner von reinstem Geschmack und sicherstem Urteil ist, dem nicht leicht ein neues bedeutendes Buch entgeht. Summa: eine Künstlernatur von entzückender Durchbildung und Ausgeglichenheit, ein nobler Charakter, ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch, dem das Beste und Höchste gerade recht liegt. So — es war dem Chronisten längst Bedürfnis, sich über Herrn Gura einmal recht von Herzen auszuloben, und nun hat er die Gelegenheit bei'm Schopf erfaßt und seinem Herzen einigermaßen Luft gemacht. Aber — es ist entsetzlich! — wenn er die übrigen Mitwirkenden im Bagdader Barbier betrachtet, kommt er aus dem Loben heute überhaupt nicht mehr heraus. Da ist zunächst Herr **Mikorey**, der so lange als der faule Hans unter den bestbegabten Tenören gegolten hat, und nun einen Eifer und eine Hingabe an seine Kunst entwickelt, daß es die helle Freude ist. Mit seinem Spiel ist es noch nicht weit her, das ist wahr, und er hat die Nachsicht des feineren Kenners noch nötig, aber seine Gesangskunst hat erstaunliche Fortschritte gemacht und sein Organ läßt an Frische und Wohllaut nichts zu wünschen übrig. Eine prachtvolle Tenorstimme, die im Bagdader Barbier die lohnendsten Aufgaben findet.

Dann die Damen **Dreßler** und **Meysenheim!** Daß die erstere durch ihren Gesang, die zweite durch Gesang und Spiel die Zuhörer bezauberte, wird man dem Chronisten ohne Eidschwur glauben. Auch den übrigen Mitwirkenden, den Herren **Schlosser** und **Bauseswein**, den Chören, dem Orchester und dessen genialen Leiter Hermann **Levi** soll das Lorbeerblatt nicht vorenthalten bleiben, das sie an diesem schönen Abend redlichst verdienten.

Wie sehr die General-Intendanz bemüht ist, der Münchener Hofbühne den Ruf eines ersten Kunstinstituts durch die Pflege der erlesensten Dramatik älterer Meister zu erhalten — bewies die Neueinstudierung von Grillparzer's „Ein Traum" und Shakespeare's „Richard II". Ueber Grillparzer's Werk werden wir uns gelegentlich einer Wiederholung ausführlicher äußern, weil uns die erste Aufführung an der vollen Fertigkeit der Darstellung noch mancherlei vermissen läßt. Die einzige wirkliche Hauptrolle wurde überdies von Herrn **Drach** in der bei ihm und mehr überhandnehmenden flachen Routine und kulissenreisserischen Manier gespielt, die für den ernsten Kunstfreund einfach widerwärtig sind. An verzerrten, unschönen Stellungen und Geberden — eine Spezialität seiner habituellen Uebertreibungen — hat er auch diesmal wieder das Möglichste geleistet. Herrn Drachs Repertoire ist ohnehin ein sehr beschränktes und wenn er in dieser Beschränkung nicht wahrhaft Bedeutendes, Imponierendes mehr herauszuarbeiten vermag, dann gute Nacht!

Und nun zu Shakespeare's Richard II. mit **Possart** in der Titelrolle und **Schneider** als Bolingbroke. Eine vorzügliche Vorstellung! Possart hat uns seit lange nicht so erschüttert wie in der großen Szene des vierten Aktes! Wie hat er sich mit der Spiegelszene abgefunden! Sagt, was ihr wollt, er ist ein großer Schauspieler und ein großer Bühnendenker. Die Geister der Dawison und Devrient schienen neuerstanden. Dies war einmal germanische Kunst, germanischer Herrscherwahnsinn und wir werden nie das spleenige Engländergesicht vergessen, mit dem der Mann im Spiegel sein Leid erörterte. Welch eine stramme, intensivlebensvolle Figur war dann unser Bolinkbroke-Schneider, wie natürlich hat er die norddeutsche und englische Koquetterie der Gebärde herausgefühlt, welche zu dieser Rolle gehört! Wie wird der talentvolle, unermüdlich schaffende Künstler immer mehr Herr über seine Mittel! Und wie gut hatte er sich maskiert. Ein unverfälschtes Angelsachsengesicht, wie sie bei uns in Hannover und drüben unter der englischen Aristokratie noch heute herumlaufen! Wir wissen nicht, was uns in Schneider immer mehr an den trefflichen Rüthling erinnert: jedenfalls hatten wir hier zwei Schauspieler in Rollen, wo jeder in seiner Art in der That die Hand an die Krone legen durfte. Von schauspielerischen Leistungen ersten Ranges an diesem Abend sei noch die Szene der letzten Augenblicke des alten Johann von Gaunt erwähnt, welche Herr **Herz** meisterhaft gab. Für's Publikum schien das Kaviar. Das war ein Gebärdenspiel realistischer und doch nirgends übertriebener Art, wie es die größten Schauspieler nur in ihren glücklichsten Momenten erreichen. — Unsterblicher Geist Shakespeares! Der Dichter, welcher jene Szene schuf, wo der entthronte König und der enterbte Prätendent die Hand an die Krone legen und der dabei diesem Richard das Bild von den zwei Eimern in den Mund legte — wie hat Possart das gesprochen! — er wird uns über all die armseligen Birchpfeiferiaden alten und neuen Datums hinwegtrösten, welche eine unverschämte Koterie zu Geniewerken stempeln möchte. Wenn im Angesichte einer Leistung, wie Possart's Richard II. und im Angesichte der Gestalten Shakespeare's, wo man die königliche majestätische Lebensauffassung im Munde dieses Richard verkünden hört und fühlt, was man im großen Stile

leben und zu Grunde gehen heißt: dann sollt ihr geistlosen Nachahmer nicht herkommen und eure „Irrlichter" durch Reporterfedern als Geniewerke ausschreien, wenn ihr nicht selber lächerlich zu Grunde gehen wollt an dieser Sünde am heiligen Geiste einer gewaltigen Schauspiel- und Dichtkunst. Ihr sollt uns nicht die Standpunkte verwirren, ihr sollt nicht eine nur handwerksmäßig löbliche Theaterarbeit, der jede eigentümliche sittliche Lebensansicht fehlt und welche von Reminiszenzen in Worten, Szenen und Situationen wimmelt, aufpäppeln, um an einer Bühne, wo man Richard II. so zu geben und zu verstehen vermag, alle Geister der Kunst und dichterischen Lebens zu beleidigen.

Der vortrefflichen Regie möchte nur das Eine anheimzustellen sein, ob nicht eine einheitliche Aussprache der englischen Namen — entweder rein englisch, oder rein deutsch — durchzuführen wäre. Es verletzt ein gebildetes Ohr außerordentlich, wenn der Eine mit schlechter englischer Aussprache, der Andre in biederem Deutsch die Namen unserer angelsächsischen Vettern herredet.

Fritz Lemmermayer

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Frau des Fischers stand wie erstarrt. Also das ist der Einsiedler, den er füttert! Das war der einzige Gedanke, dessen sie fähig blieb.

Wirklich ein frommer Mann, ein schöner Heiliger! dachte sie sich wieder. Plötzlich zuckte es ihr durch alle Glieder. Wie eine Katze hinabspringen! Der Mensch, scheint es, birgt außer seiner eigenen, noch verschiedene Tierseelen in sich, die je nach dem Druck äußerer Umstände in ihm die Oberhand gewinnen. Die ganze Thatenlust der Frau konzentrierte sich in ihren Fingern und Nägeln; sie gab auch vor Wut einen knurrenden Laut von sich — aber gerade dieser brachte sie wieder zur Besinnung. Die Kreatur, die da in der Sonne liegt, ist Nebensache und wird ihr und ihren Nachbarinnen doch nicht entfliehen. Den ersten Ausbruch und die Hauptwucht der Strafe will sie sich für den Mann versparen, diesen treulosen Schelm, der trotz seines reifen Alters und schwerer Arbeit noch Leichtsinn genug übrig hat, um sich ein kleines Kapri anzulegen. Wem soll man noch trauen, wenn selbst in den einfachsten, in ärmlichen Verhältnissen solche Unterschleife stattfinden. Komm' nur heim, Monoxylos, du sollst etwas zu hören bekommen. Und nicht nur zu hören, sondern auch zu fühlen!

In diesem Augenblicke wendete sich die Ruhende und legte ihr Haupt auf ein Häufchen Palmblätter, das eigens hergerichtet schien, ihr zum Ruhekissen zu dienen. Die Fischerin bückte sich schnell unter die Brüstung, hatte aber gerade noch Zeit gehabt zu bemerken, daß die Person jung, schön und blaß war. Warum blaß? Doch wohl nicht aus Sehnsucht nach ihm, der ein Gesicht hatte so verwettert wie sein Einbaum und dessen Hände vermöge ihrer Breite als Ruder dienen konnten. Am Ende hatte sie der Tyrann gar von einem Sklavenhausierer gekauft — der offene Markt war geschlossen — und sein Opfer hier ausgesetzt. Gleichviel, man wird's ihm zeigen.

Die mitgebrachten Lebensmittel zurücklassend, damit das Corpus delicti am Leben erhalten bleibe, stieg die Frau so rasch und geräuschlos, als es ihre Aufregung gestattete, wieder in das Schifflein. Welch' glückliche Fügung, daß die Unbekannte geschlafen, oder wenigstens nichts bemerkt hatte, denn wie leicht entsteht bei solchen Gelegenheiten ein Wortwechsel, ein Renkontre, bei welchem der eine oder andere Teil, hier wahrscheinlich die Quasi-Andromeda, schlecht weggekommen wäre.

Während der Rückfahrt fiel der Schifferin auch nachträglich ein, daß Monoxylos des öftern auffällig betont hatte: sein Einsiedler sei keine gewöhnliche struppige Mönchs-

gestalt, wie sie die Kinder fürchten, sondern habe im Gegenteil ein hübsches, jugendliches Gesicht, üppigen Haarwuchs und überhaupt ein Aeußeres, zu dem man sich hingezogen fühle. Schändlicher Spott, der mit ihrer Gläubigkeit getrieben worden war.

Ein, wenn auch nicht unbegreifliches, so doch höchst merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß auch in Monoxylos, als er merkte, daß er zur festgesetzten Zeit nicht zu Hause eintreffen werde, ein gewisses Gefühl der Eifersucht auftauchte, wurzelnd in der Besorgnis, seine Frau möchte am Ende hinausfahren und die Verproviantierung des Einsiedlers vornehmen. Er versuchte sich darob selbst auszulachen, aber mit den Beichtvätern der Wüste sollen, wie ihm schon zu Ohren gekommen, mitunter schlimme Erfahrungen gemacht worden sein. Auch war die Kahnfahrt zwischen Fels und Ufer nicht so ganz ungefährlich, obwohl er wußte, daß seine Frau, die ihn bei Fischzügen früher oft begleitet hatte, die Vorteile des Handwerks verstand. Auf alle Fälle war es ihm höchst unlieb, daß er ihr nicht unbedingt verboten hatte, das Gestade zu verlassen.

Man braucht sich also kaum zu wundern, daß bald, nachdem die Fischerin in ihrer Hütte angekommen war, auch schon ein Bote erschien, welchen Monoxylos von der nahen Philister- und Seestadt Jamnia abgeschickt hatte. Dein Mann, so verkündete derselbe, läßt Dir sagen, daß er erst morgen oder übermorgen eintrifft. Von einem Schiff, das beim letzten Sturm auf den Strand lief, mußte er gerettete Ladung nach Askalon bringen helfen. Du brauchst also nicht besorgt zu sein.

Ei, erwiderte die Frau in schrillem Tone, er ist ja schon oft über die Frist ausgeblieben und ich war nicht besorgt.

Er läßt Dir auch noch sagen, fügte der Bote bei, Du brauchst den Vogel nicht zu füttern. Er stirbt nicht gleich. Ich richte aus, wie mir befohlen; was es bedeutet, magst Du selber wissen.

Gewiß verstehe ich Dich. Wenn Du aber von meinem Mann nicht abgelohnt bist, von mir hoffe nichts! Damit schob sie den guten Menschen, der sich diese Unfreundlichkeit gar nicht erklären konnte, mit fieberhafter Hast zur Thüre hinaus

Er will sie abhalten, seinen Wallfahrtsort zu besuchen. Sehr erklärlich und eine neue Bestätigung seiner Falschheit. Doch wozu brauchte es noch eine Bestätigung? Sie hat ja mit eigenen Augen gesehen!

Als ob der leidige Teufel mit zwei harmlosen Leuten seinen Scherz treiben wollte, fühlte sich auch Monoxylos sonderbar aufgeregt; kaum daß er zur Not sein Geschäft abgemacht hatte, litt es ihn nicht einen Augenblick länger, und da ein Nordwind die See unruhig gemacht hatte, eilte er auf dem Landweg nach Hause. Eine gute Strecke vor dem Ort begegnet ihm ein Nachbar, dem er sogleich zuruft: Wie geht es meiner Sarah?

Nun wissen wir doch, wie die Frau heißt.

— Wie wird's ihr gehen? sagte der Andere; ihre Arme kann sie ordentlich rühren; das hab' ich gestern gesehen, als sie hinausruderte.

Hinaus ist sie gerudert? Wohin?

— Wohin geht's denn von uns aus? Nirgend hin. Oder überall hin. Du kommst ja ohnedies gleich heim und wirst es wohl erwarten können, bis sie Dir's selber sagt. Gar so neugierig soll ein Ehemann nicht sein.

Damit entfernte sich der Nachbar. Monoxylos hatte wohl bemerkt, daß er bei dem Wort „hinaus" eine unwillkürliche Armbewegung gegen den Felsen hin gemacht hatte. Noch etwas mehr Beschleunigung der Schritte und nach einer Viertelstunde tritt er in seine Stube.

Die Frau schien bei seinem Eintritt verhofft.

Auch sie fand sein Mienenspiel verwirrt, ängstlich, schuldbewußt.

Der kleine Junge, der auf dem Boden saß, sah Beide an, da ihn weder die Mutter emporhob, noch der Vater nach ihm fragte.

Es entstand eine jener unwillkürlichen Pausen, die bei Verliebten oder Eheleuten, wenn sie sich eigentlich aussprechen sollten, nichts Gutes ahnen lassen.

War ich lange aus?

Sarah zuckte höhnisch lächelnd die Achseln.

Die in As — in As — in Askalon.

— Jawohl die in Askalon! Wenn die in Askalon nicht wären.

Es muß doch ein Bote da gewesen sein?

— Etwas zu spät

Wie so? Du bist doch nicht nach meinem Einsiedler gefahren? Ja? Also siegte die Neugierde über das Schicklichkeitsgefühl. O, ihr Weiber, ihr! Hieltest Du Dich auf der Insel auf? Wie lange? Ich will's wissen.

— Wenn ich dorten war, kann's Dich unmöglich anfechten, wie lange.

Sarah?

— Um Deine Lüge, Deine Heuchelei, Deine Niedertracht zu erkennen, reichte wohl ein Augenblick aus.

Nicht übel, fürwahr. Du kehrst den Stiel um und schmähst mich, während ich ein Recht hätte, Dir Vorwürfe zu machen. Was geht Dich der Einsiedler an? Was hast Du ihn zu stören in seinen Betrachtungen?

— Sehr unzeitiger Scherz, den Du mit mir treibst. Ich will wissen, woher die Ziege ist, die auf dem Felsen weidet.

Es ist nur das Kleid einer solchen, sagte treuherzig lachend der Fischer, der das Mißverständnis schon gelöst glaubte. In dem Felle steckt nämlich —

— Schweig', schrie die Frau, ich weiß was darin steckt. Eine Dirne der schlimmsten Art!

Ich versichere Dich, Du irrst. Der Heilige hat so ein glattes Gesicht und so wenig Bart —

— Laß mich doch zufrieden, mit Deinem Heiligen — damit schlug sie die offen gebliebene Thüre zu, daß das ganze Haus erzitterte und der Junge auf dem Boden zu schreien anfing, was er nur aus dem Leib brachte.

Da muß ich bei der Nachbarin Hilfe suchen, meinte Monoxylos, nach der Thüre greifend, auf welche aber Sarah sofort wieder zusprang.

— Nicht über die Schwelle! Du hättest wohl Lust, den Beweis Deiner Schande auf die Seite zu schaffen? Es käme Dir vielleicht nicht darauf an, die Person in's Wasser zu werfen, wäre am Ende auch kein Schade —

Sarah, bist Du eine Närrin geworden, oder was ist sonst mit Dir? Du machst mir Sorge! Damit wollte er sie um den Hals fassen, sie aber stieß ihn zurück mit den Worten: die Zärtlichkeit, die Dir von Deiner Einsiedlerin übrig bleibt, magst Du auch noch für Dich behalten.

Einsiedlerin? rief er, heftig auf- und abschreitend, was soll denn das heißen? Marcian kann sich doch nicht in ein Frauenzimmer verwandelt haben? Von den Hyänen weiß man allerdings, daß sie wechseln.

Nein, nein, rief Sarah, das war keine Hyäne, die ich in der Sonne liegen sah. So wenn die Hyänen aussähen! Mann, treib' keinen Spott mit mir!

Dann weiß ich keine andere Möglichkeit, als daß es der Teufel selbst war und der Heilige sich vor ihm versteckt hielt. Ich will's den Simon sagen und dem Bar Tolomai, daß sie mit mir hinüberfahren.

— Meinst Du, dann würde ich Euch glauben? Ihr seid Kameraden und haltet alle zusammen, wenn es gilt, ein armes Weib zu betrüben.

Nun, so nimm' Nachbarinnen mit, so viel Du willst. Rüste meinetwegen eine Flotte aus und laß' den Felsen umzingeln. Wenn's Dich beruhigt, will ich selbst gar nicht dabei sein. Nur laß' mich jetzt auch ein wenig in Ruhe, denn ich bin müde und möchte später etwas essen.

Damit nahm Monoxylus seinen Jungen auf den Arm und ging mit ihm vor die Hütte hinaus. Sarah folgte ihm sogleich und meinte, am besten wäre es, wenn man einen frommen Bruder hinüber schickte. In Joppe sei eine Zeltmacherstochter gewesen, die nicht wie Magdalena sieben, sondern gleich neun Teufel im Leibe hatte, die ihr alle ausgetrieben wurden.

Ganz gut. Aber woher nehmen? Draußen in der Einöde giebt's Einsiedler genug, so daß sie bald nicht mehr Platz haben, aber hier? Und bis von Antiochia einen geweihten Mann holen, das kommt zu teuer. Da läßt sich eine arme Gemeinde

lieber die halbe Hölle auf den Nacken setzen. Schließlich meinte der Fischer: man solle sich die Geschichte überhaupt beschlafen und gar Niemanden etwas mittheilen. In Joppe giebt es viel loses Volk, und wenn da ruchbar wird, daß sich auf dem Andromedafelsen eine Bewohnerin aufhält, von der man nicht recht weiß, wer sie ist und was sie will, so entsteht sofort ein Wettfahren, jeder will das Geheimnis zuerst lüften und die letzten Dinge werden vielleicht ärger als die ersten.

Diese Gründe leuchteten sogar Sarah ein, die beiden Leute gingen wieder in ihre Hütte, genossen einen kleinen Imbiß und Monoxylos konnte endlich ohne weitere Interpellationen sein Lager aufsuchen.

Am andern frühesten Morgen, noch ehe er sich erhob, fing er wieder an, mit seiner Frau über den Fall zu sprechen; ihr Verfolgungseifer war nämlich nicht mehr so heftig wie den Tag vorher und sie schien einer ruhigeren Beurteilung fähig.

Hier in unserm Dorf, meinte der Fischer, lebt ein alter Neptunspriester, von dem ich überzeugt bin, daß er die Künste und Schliche des Teufels eben so genau kennt, wie irgend ein Geweihter.

Ach was wird der Alte noch vermögen, entgegnete Sarah.

Er kann doch sein Handwerk nicht vergessen haben? Der Satan ist immer der nämliche und Pestilenz und Ungewitter hat man früher auch gebannt. Mein Vater, der ein eben so gläubiger Heide war wie ich ein Christ, wußte von Wundern zu erzählen, über die ich nur so staunen mußte und die man bei uns nicht schöner zusammenbrächte. Und zudem will ich Dir sagen, wenn's ein recht boshafter Teufel ist, gibt er einem Götzenpfaffen eher nach, als vielleicht einem Bischof, den er erst recht zum Narren hält.

— Ich fürchte nur, wir sündigen.

Ih bewahre. Gelingt's, so war's erraten; wenn nicht, so ist der Heiden Ohnmacht endgiltig erwiesen. Ich fahre den Alten hinüber, lasse ihn wie einen Spürhund auf der Insel los und bleibe derweilen im Kahn. Du kannst mich begleiten.

— Und was ist's mit dem angeblichen Herrn Marcian oder wie er heißt? Den muß ich zu Gesicht bekommen, eher bist Du nicht gerechtfertigt. Ist die Weibsperson ein Dämon, gut. Ist sie keiner, dann seid ihr mir ein sauberes Paar, Du und Dein Einsiedler!

Dabei drohte sie wieder in die frühere Ekstase zu verfallen und der Fischer hatte Mühe, sie zu beschwichtigen. Inzwischen war der Tag angebrochen, die Frau erhob sich, um für den Kleinen eine Kalda zum Frühstück zu bereiten, und nachdem Monoxylos noch ein kurzes Morgenschläfchen gemacht, stand er ebenfalls auf und suchte sogleich den Neptunspriester, der bereits auf seinem gewöhnlichen Bettelplatze saß.

Nachdem dieser die Erzählung, während deren auch Sarah herzugekommen war, aufmerksam angehört, spukte er ein paar Mal und sagte dann mit sachkundiger Miene: Offenbar ein Succubus.

Ein Succubus, meint der ehrwürdige Herr, wiederholte Monoxylos andächtig, gegen seine Frau gewandt.

— Was ist denn das? fragte diese in etwas schnippischem Tone.

Weißt Du, was ein Incubus ist? fing der Alte wieder an. Auch nicht? Nun, ein Succubus, das ist kein Incubus. Ihr seid gute aber einfältige Leute, mit einem Wort: Christianer und ich will Euch nicht länger hinhalten. Incubusse sind männliche, Succubusse sind weibliche Dämonen. Die Königin der letzteren ist Lilith, die Schwester Adams.

Was Tausend, fuhr der Fischer dazwischen, hatte Adam eine Schwester?

— Und glaubt ihr Heiden denn an einen Adam? fügte Sarah bei.

(Fortsetzung folgt).

Briefe vom Geldmarkt.

Von Wilhelm Prager.

München, Ende Oktober.

Das Friedensbedürfnis der großen Staaten scheint wirklich nicht unbedeutend zu sein. Eine so schöne Gelegenheit wie den bulgarischen Rummel vorübergehen lassen zu müssen, ohne drein zu schlagen und ein wenig im Trüben zu fischen — wie viel Ueberwindung muß dies den Politikern, insbesondere an der Newa, gekostet haben. Allein es ist dem so; in geradezu rührender Eintracht treten die Mächte zu einer Konferenz zusammen und deren Beschlüsse werden wohl oder übel ausgeführt werden müssen. Die serbische Armee wird sieggekrönt (!) nach Belgrad zurückkehren und teilweise ihrer früheren Beschäftigung, dem Schweinehüten, zurückgegeben werden, die Bulgaren werden von ihren Heldenthaten gegen einen nicht vorhandenen Feind zehren und Griechenland — nun dieses schöne Land hat wenigstens die gute Gelegenheit zu einer Einführung des Zwangskurses benützt. Die Türkei endlich hat mehr Glück als Verstand gehabt und der Eifersucht der Mächte verdankt sie eine Galgenfrist. Ein Teil der ausgeborgten Summen wird sicher statt zu der sehr notwendigen Anschaffung von Gewehren zur „Auffrischung des Harems" verwendet werden. A bißl auffrisch'n, a bißl aufmisch'n, ist gar net schlecht. Die ganze Geschichte geht aus wie das Hornberger Schießen und wenn die Moralisten triumphierend auf den Sieg des Rechtes und die anerkannte Heiligkeit der Verträge weisen, so wird ihnen wohl nur von unverbesserlichen Optimisten Glauben geschenkt werden. — Die Börsen trugen der veränderten politischen Lage Rechnung und besannen sich nicht lange, dem Pessimismus den Rücken zu kehren. Noch ist die Haltung der Spekulanten zwar reserviert, allein es wird nur eines kleinen Anstoßes bedürfen, um den alten Tanz auf's Neue zu beginnen. Die immer geldbedürftigen Staaten, wie Oesterreich als Gesamtstaat, dann Cisleithanien und Ungarn für sich allein warten nur auf den Augenblick der politischen Ruhe, um mit Anlehen an den Markt zu kommen, und das große Czarenreich, welches mit seinen Juden ab und zu gar nicht liebenswürdig umgeht, wird wieder zu den großen „Israeliten" (beim Borgen heißen sie immer so, beim Zahlen nennt man sie Juden) in Berlin kommen und wie schon so oft Geld an sich verdienen lassen. In England bereitet man sich auf den Wahlkampf vor, in Frankreich hat man mit den Nachwirkungen desselben zu rechnen und bei uns, im Reich der Gottesfurcht u. s. w. geht alles seinen ruhigen Gang. — Die vor vierzehn Tagen stark geworfenen Papiere haben sich fast durchgängig erholt, einige Rentengattungen sogar ihre früheren Preise wieder völlig hergestellt; weitere Steigerungen sind, wie bereits oben erwähnt, nicht unwahrscheinlich. An den deutschen Börsen wirkt die neue Geschäftssteuer noch immer hemmend auf den Verkehr und speziell in hiesigen Geschäftskreisen ist man von einer geradezu grausamen Aengstlichkeit bezüglich ihrer Ausführung. Im Laufe dieser Woche wurde den guten Münchnern zur Abwechslung wieder einmal ein neues Papier und zwar eine Frankfurter Brau-Aktie durch Subskription angeboten. Diese wird zwar als gelungen bezeichnet, doch allzu lebhaft wird die Beteiligung nicht gewesen sein; gar viele Leute haben von den andern Frankfurter Brau-Aktien noch einen verdorbenen Magen. Von unseren hiesigen Brauwerten erfreuen sich nur die Aktien der großen Etablissements einer festen Haltung, die kleinen sind oft feil wie „saures Bier". Wohl auf wenigen Gebieten ist der Großbetrieb so mächtig als bei den Brauereien und alle in der Kammer vorgeschlagenen Hilfsmittelchen werden an diesem Verhältnisse nicht viel ändern können.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

. . . . . Und nun gestatten Sie mir, geehrter Herr, Ihnen auch meine Meinung über das Ihnen gewidmete Novellenbuch „Schlechte Gesellschaft" von Karl Bleibtreu kund zu thun. Ich gehöre nicht zu den unbedingten Bewunderern der Alltagsnaturalisten, die das Schöne im Platten suchen, die Voltaire's Wort: daß es langweilig sei Alles zu sagen, gänzlich ignorieren und die demgemäß alle Einzelheiten hübsch ausführlich aufzählen, um dem Leser jedes Anschauen des Ganzen zu verderben. Gerade weil ich nicht zu diesen gehöre, ist es mir ein besonderes Anliegen auf dies Buch aufmerksam zu machen, das, wie es mir scheint, sehr glücklich den Naturalismus mit dem Romantizismus zu vereinigen versteht, um aus dieser Vereinigung, die ganz neu ist, die wahre, eigentliche Poesie hervorgehen zu lassen. Sogar Verse durchranken glänzend die realistischsten Szenen, und selbst die wahrheitsgetreusten Schilderungen entbehren nicht eines gewissen idealen Hauchs. Wenn Hamlet vom Tode erstünde, um Novellen zu schreiben, so würden sie ungefähr so ausfallen, wie die vorliegenden — bitter, ironisch, aber desto anziehender. Dieser Naturalismus mahnt nicht im Geringsten an Zolas zuweilen ermüdende Ausführlichkeit! er ist völlig originell; über jeder Seite schwebt, wie ein befreiender Engel über der Gruft, des Dichters reiches Gemüt, das uns jeden Augenblick seinen sittlichen Standpunkt durchblicken läßt, ohne indes Moral zu predigen. Bleibtreu ist bewußt satyrisch, er ist der moderne Juvenal und unterscheidet sich dadurch von den Naturalisten gewöhnlichen Schlags, die das Nüchterne nüchtern aussprechen, anstatt es poetisch zu beleben. Bei ihm lebt, funkelt alles; und wenn dieses Schimmern oft das Phosphoreszieren der Fäulnis ist, darf man nicht dem Verfasser, sondern muß der Fäulnis die Schuld geben. Diejenigen, die immer nur hören wollen, die Welt sei voll braver, lieber, guter Leute mögen die echten Poeten in Ruhe lassen, und Diejenigen, die das Geschlechtliche aus der Kunst entfernt wissen wollen, mögen sich fragen, was denn das für eine Welt wäre, in

der das Geschlechtliche nicht die allerwichtigste Rolle spielte? Oder stoßen wir nicht, wir mögen uns geberden wie wir wollen, immer wieder auf diese Triebfeder? Sehen wir nicht überall diese unheimliche Spirale? Hören wir nicht in jedem Augenblick das Ablaufen und Aufgezogenwerden ihres Räderwerks? Die Geheimnisse des Geschlechtslebens aufzuhellen, ist sogar die allerheiligste und tiefste Aufgabe der Poesie — Bleibtreu hat viel zu dieser Aufhellung beigetragen — die Geheimnisse haben aber dadurch nicht an Hoheit verloren, sondern gewonnen.

W. W.

Kunst- und Litteratur-Notizen.

Die Sammlungen des Malers und Kunsthändlers **Josef Angerer in München** (Augustenstraße 3) haben eine neue Bereicherung durch höchst wertvolle und seltene Meisterwerke erhalten. Als ein wahres Unikum ist in erster Linie ein kleines Kabinetsbildchen von Kornlius von Harlem (Christus wird von Pilatus dem Volke vorgestellt) zu nennen. Dieses winzige Oelgemälde, auf welchem die Figuren durch Kraft und Anordnung der Komposition kolossal wirken, scheint unter dem direkten Einfluß der Fresken Michel Angelos in der Sixtinischen Kapelle gemalt. Die Figuren sind voll Leben, frei von allem Konventionellen, die Farbe sanft wie bei Angelos Fresken, die Erhaltung vorzüglich. Von hervorragenden alten Meistern seien die folgenden genannt: David Tenier d. Aelt. (Alchimist), Van der Helst (Bildnis eines Patriziers), Isaak Ostade (Schweineschlachten), Lukas Kranach (Jesus und die Ehebrecherin), Geritz Cuip (Bildnis eines Mädchens), Pallamedes (Konversationsstück), Courtois de Bourguignon (große Schlachtenbilder), Paolo Veronese (Madonnenbild). Von neueren Malern sind mit seltenen Stücken vertreten: Leopold Robert (italienische Skizze), Lessing (griechischer Freiheitsheld), Karl und Leopold Rottmann. Besonders reizvoll ist das pikante (durch Vervielfältigung bekannte) Bildchen von Peter Heß Les misères de la guerre, ebenso bedeutend durch die Feinheit der Ausführung wie durch souveräne Rücksichtslosigkeit des Humors. Auch die Sammlung von Handzeichnungen und Aquarellen hat einen so reichen Zuwachs erhalten, daß es unmöglich, aus der unerschöpflichen Fülle des Interessanten auch nur Einiges namhaft zu machen. Allen Liebhabern und Kauflustigen seien Josef Angerers Kunstschätze angelegentlich empfohlen.

Im Wiener Künstlerhause eine neue **Wereschagin-Ausstellung!** Der russische Meister ist diesmal nur in den beiden ersten Nummern des Katalogs „Darstellung der Todesstrafe bei Engländern und Russen" dem Grusel-Bedürfnis des nervösen Publikums entgegengekommen; im Uebrigen zeigt er nur heitere Bilder aus der sonnigen, farbenreichen Welt des Orients, worin die gelegentliche Schilderung der Armen und Elenden nur als notwendiger Schatten wirkt. —

Ueber Blumenthals neuestes Bühnenstück **„Ein Tropfen Gift"** veröffentlicht die Deutsche Illustrierte Zeitung eine sehr abfällige Kritik aus der Feder des bekannten Berliner Schriftstellers Otto Brahm (Wilh Scherer'sche Schule). Nicht weniger schlimm ergeht es der **„Mutter Gertrud"** von Richard Voß in der Kölnischen Zeitung, nur daß hier der Verdammungsspruch ausführlicher und überzeugender begründet wird. „Grillenhaft und verschroben ist das Problem, grillenhaft und verschroben ist die Durchführung . . . ." Das Publikum lehnte das Stück mit einer in Köln unerhörten Energie ab. Falls es in der Kunststadt München gegeben wird, kann Richard Voß wie sein dramatischer Bruder vom Irrlicht einen billigen Klaque-Erfolg bei Publikum und Tagespreßkritik haben. Die guten Münchener sind nun 'mal so. Dennoch bleiben die alten Verslein auch auf „Dichter" wie Philippi anwendbar:

Was ein Irrlicht unter Lichtern,
Das bist Du unter Dichtern.

Das Deutsche Theater in Berlin hat die **Wilbrandt**'sche Tragödie „Gracchus der Volkstribun" aufgeführt. Der Eindruck war ein großartiger. Nach jedem Akt entluden sich förmliche Gewitterstürme der Begeisterung; Herr Friedmann dankte „im Namen des abwesenden Verfassers". Diese Wilbrandt'sche Bühnendichtung hat an Kraft des Ausdrucks, Schärfe der Gedanken, Pracht der Phantasie nicht ihres gleichen in der dramatischen Litteratur der letzten fünfzig Jahre. Inszenierung und Spiel standen auf gleicher Höhe und entsprachen der hohen dichterischen Weihe, welche dieses Werk zu einem der gewaltigsten und vornehmsten unserer Litteratur stempelt.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, k. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G Emil Mayer) sämtliche in München.